

Bernlef  
**Hirngespinnste**



Bernlef

# Hirngespinnste

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Maria Csollány

Mit einem Nachwort  
des Autors

Reclam

RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20460

Alle Rechte vorbehalten

© für diese Ausgabe: 2016 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags München

© 1984 Bernlef

Titel der Originalausgabe: *Hersenschimmen*, erschienen bei Querido, Amsterdam

© 1986, 2007 Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag München

Cover-Abbildung: Zoonar GmbH / Alamy Stock Photo

Autorenfoto: Michiel Hendryckx

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2016

RECLAM ist eine eingetragene Marke

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-020460-3

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)

*Vielleicht kommt es vom Schnee, dass ich mich morgens schon so müde fühle.* Vera ist da anders, sie liebt den Schnee. Nach ihrer Meinung geht nichts über eine Schneelandschaft. Wenn in der Natur die Spuren des Menschen verschwinden, wenn alles zu einer makellos weißen Fläche wird; wie schön! Fast schwärmerisch sagt sie das. Aber lange dauert der Zustand hier nicht. Schon nach ein paar Stunden sieht man überall Schuhabdrücke und Reifenspuren, und die Hauptwege sind durch Schneepflüge geräumt.

Ich höre sie in der Küche den Kaffee zubereiten. Nur das ockergelbe Halteschild des Schulbusses zeigt noch an, wo die Field Road an unserem Haus entlangführt. Übrigens verstehe ich nicht, wo die Kinder heute bleiben. Jeden Morgen stehe ich hier vorm Fenster. Zuerst kontrolliere ich die Temperatur, und dann warte ich, bis sie am frühen Wintermorgen von allen Seiten zwischen den Baumstämmen auftauchen mit ihren Ranzen, ihren farbigen Mützen und Schals und ihren schrillen amerikanischen Stimmen. Die bunten Farben stimmen mich froh. Feuerrot, Kobaltblau. Ein kleiner Junge trägt eine eigelbe Jacke mit einem gestickten Pfau auf dem Rücken. Der Junge hinkt ein wenig und klettert immer als Letzter in den Schulbus. Das ist Richard, der Sohn von Tom, dem Leuchtturmwärter. Sein linkes Bein ist von Geburt an kürzer. Ein himmelblauer, breitgefächelter Pfauenschwanz voll dunkel starrer Augen. Ich begreife nicht, wo sie heute bleiben.

Das Haus knarrt im Gebälk wie ein alter Kutter. Draußen peitscht der Wind durch die Gipfel der unten kahlen, gebeugten Föhren. Dazu in regelmäßigen Abständen die dumpf dröhnenden Stöße des Foghorns – des Nebelhorns meine ich – neben dem Leuchtturm auf dem äußersten, ins Meer vorgeschobenen Felsen von Eastern Point. In regelmäßigen Abständen. Man kann die Uhr danach stellen.

Minus drei Grad zeigt das Außenthermometer an, Papas Heidensieck-Thermometer, ein an den Fensterrahmen geschraubtes Glasstäbchen in moosgrüner, hölzerner Schutzhülse. Links Celsius, rechts Fahrenheit. Papa und sein Heidensieck. An die Zuverlässigkeit von Wettervorhersagen glaubte er nicht, wohl aber an das Festhalten von Fakten. Nicht umsonst war er praktisch zeitlebens Gerichtsschreiber gewesen. Morgen- und Abendtemperatur, notiert in einem schwarzmarmorierten Heft. Tag für Tag das Erste und das Letzte, was er tat. Eine Art Ritual. An den Wochenenden nahm er das Heft hervor und arbeitete an seinem Schreibtisch anhand der eingetragenen Temperaturen die Kurven aus. Die Diagramme, mit hartem Faber-Bleistift auf lachsfarbenes Grafikpapier gezeichnet, bewahrte er in einer Mappe auf. Warum machte er das eigentlich? Er hat nur ein einziges Mal mit mir darüber gesprochen, kurz vor seinem Tod, in seinem Häuschen an der Binnendüne von Domburg. Meine Zeit ist zu kurz, sagte er, und das System zu groß, zu schwerfällig und zu kompliziert für einen Einzelnen. Ich registriere nackte Fakten. Aber du vermutest ein System hinter diesen Fakten, sagte ich. Ja, sagte er, das möchte man meinen. Sonst wären ja alle Fakten Einzelfälle, fügte er mit dem ihm eigenen, feinen ironischen Lächeln hinzu. Aber dann wäre es kein System mehr, entgegnete ich. Oder ein System, das wir uns nicht vorstellen können, sagte er.

Sonderbar, dass ich hier in Gloucester, an der Küste oberhalb Bostons, plötzlich an ihn denke: an Papa und sein Heidensieck-Thermometer. Sogar sein Grab in den Niederlanden dürfte längst abgeräumt sein.

Ja, er liebte Systeme. Als Vater schaute er über einen hinweg, die wässerigen blauen Augen auf etwas gerichtet, das wir anderen am Wohnzimmertisch nicht sehen konnten. Wir hatten eigentlich ein bisschen Angst vor ihm, Mama und ich. Er war im wahrsten Sinn des Wortes auf der Höhe. Aber er war es auch in einem anderen Sinn. Wenn er gut gelaunt war, nahm er mich abends mit hinaus auf den Balkon und zeigte mir die Sternbilder, die hell strahlenden Planeten. Ein paarmal sahen wir eine Sternschnuppe. Er versuchte einem Achtjährigen zu erklären, dass das, was er dort am Abendhimmel sah, uralte Vergangenheit sei, dass wir den wirklichen Zustand des Universums nicht sehen könnten, höchstens berechnen. Viele Sterne, die du da oben siehst, gibt es in Wirklichkeit nicht mehr, andere existieren noch. Das verstand ich nicht, fragte aber nichts. Über solche Dinge sprach er freilich nur, wenn er gut gelaunt war. Meist setzte er sich nach dem Essen gleich an seinen Schreibtisch und machte sich schweigend an die Arbeit. Vierundsiebzig Jahre alt ist er geworden. Noch drei Jahre, und ich werde ihn bezüglich des Alters eingeholt haben. Als Mama 1950 starb, begann er zusätzlich zur Temperatur noch andere Wetterdaten zu notieren. Schneefall. Sturm. Die ersten Anzeichen des Frühlings. Die Starenschwärme, die im Herbst übers Dach zogen und die er als «unzählbar» beschrieb in seiner fast kalligrafischen Handschrift, die so gut zum unpersönlichen Charakter seiner Aufzeichnungen passte. Sechs Jahre später starb auch er. Plötzlich blieb sein Herz stehen. Ich schraubte das Thermometer vom Fensterrahmen seines Häuschens und nahm es mit. Ich weiß selbst nicht genau, warum. Es ist ein ganz gewöhnliches Thermometer.

Man hört Vera immer schon von weitem kommen, so sehr klirren die beiden Tassen und Untertassen auf dem Blechtablett. Espenblättchen, sage ich manchmal im Spaß zu ihr, aber das hört sie nicht gern. Ein abgenutzter Nackenwirbel sei die Ursa-

che, hat Doktor Eardly gesagt. Man kann nicht viel dagegen tun. Eigentlich gar nichts. Das Alter.

«Wo bleiben nur die Kinder?»

«Die Kinder? Aber die sind doch in Holland.»

«Nein, ich meine die hiesigen.» Ich zeige nach draußen. «Die Kinder von Cheever, von Robbins und der kleine Richard von Tom.»

«Aber Maarten, heute ist Sonntag. Komm, dein Tee wird kalt.»

Wie ich das nur vergessen konnte. Und Tee? Ich könnte schwören, es sei Morgen. Nun, da ich durchs andere Fenster aufs Meer blicke, sehe ich, dass es wohl später sein muss. Hinter den grauen Schwaden versteckt sich eine bleiche Sonne. Der Nebel wird schuld sein, dass ich mich geirrt habe. Nebel hält das Licht zurück. Bevor ich mich hinsetze, werfe ich schnell einen Blick auf die Wanduhr. Kurz nach drei Uhr.

Ich lächle in Veras spöttische grüne Augen mit den dunklen Sprenkeln in den Pupillen. Neulich fiel mir ein altes Foto von ihr in die Hand. Sie steht auf dem Deck eines Ausflugsdampfers, den Rücken gegen die doppelte weiße Reling gelehnt. Eine Fahrt nach Harderwijk. Die Sonne scheint auf ihr zerzaustes braunes Haar. Dicht war es damals. Sie lacht, man kann ihre regelmäßigen kleinen Zähne sehen. An das Kleid, das sie trug, erinnere ich mich nicht mehr, jedenfalls hatte es eine helle Farbe. Ich sehe uns noch zusammen auf dem Hinterdeck stehen, als wir zum Ijsselmeer hinausfahren. Waren wir damals schon verheiratet? Aber das Bild, das ich von ihr habe – das innere, meine ich –, ähnelt weder der jungen Frau auf dem Foto noch der Vera mir gegenüber. Es ist ein Bild, in dem alle Veränderungen, die sie im Laufe der Zeit erfahren hat, ineinander verschmelzen. Deshalb ist es mehr ein Gefühl als ein Bild.

Vera. Ihre immer noch raschen, abrupt abbrechenden Gesten; die Aufmerksamkeit, wenn sie mit spitzen Fingern ein abgestorbenes Blatt aus einer Pflanze zupft und es von allen Seiten betrachtet, als wolle sie die Todesursache feststellen; wie sie die



Lippen spitzt, wenn sie nachdenkt, oder leicht den Kopf schüttelt, wenn sie etwas liest, das ihr gefällt. Ich bin der Einzige, der alle Frauen, die sie einst gewesen ist, in ihr sehen kann. Manchmal berühre ich sie dann, berühre ganz sanft alle zugleich. Ein Gefühl nur. Ein Gefühl, das nur sie in mir hervorrufen kann; niemand sonst.

Ich rühre mit dem Löffel in der Tasse, genau wie sie. Ein vertrautes Klirren von Metall gegen dünnes Porzellan.

«Ist was?», fragt sie mit einem forschenden Blick.

«Nein», sage ich. «Wieso?»

«Heute Morgen hast du deinen Kaffee kalt werden lassen. Und ich habe dich mindestens zweimal gebeten, Holz aus der Bude zu holen. Aber der Einzige, der mit einem Stück Holz im Maul zurückkam, war Robert.»

Sie lacht. Sie hat immer noch kleine Zähne. Allerdings sind sie nicht mehr echt. Sie sagt «Bude» statt Schuppen, weil sie aus Nordholland stammt, aus Alkmaar wie ich. Aber ich sage gewöhnlich Schuppen.

«Heute Morgen habe ich mich ein bisschen schlaff gefühlt», sage ich. «Ich werde gleich welches holen.»

«Nicht mehr nötig. Ich habe es selber geholt. Du wirst ein bisschen zerstreut, Maarten.»

«Mein Gedächtnis war nie sonderlich gut.»

An meiner Stimme höre ich, dass ich mich gegen ihre scherzhafte Ermahnung zu verteidigen versuche. «Das kommt vom Schnee», sage ich hastig, «diese Monotonie, wenn alles ringsum weiß ist und die Unterschiede wegfallen. Ich sehne mich nach dem Frühling, du nicht auch?»

«Es ist noch mehr Schnee vorhergesagt.»

«Nun ja.»

Ich falte die Hände, betrachte die tabakbraunen Pigmentflecken zwischen den geschwollenen Adern, und ehe ich es gewahr werde, sage ich nochmals «nun ja». Es rutscht mir so heraus.

Sie streicht sanft mit der Hand über meinen Kopf, über mein schütteres Haar. Wenn sie lächelt, sieht man, dass sie ein Gebiss trägt. Nur wenn sie lächelt, sonst nicht. Dann sind ihre Wangen noch voll und fast faltenlos. Unter ihren kleinen Ohren glitzern silberne Ohrknöpfchen aus Zeeland, von ihrer Urgroßmutter aus Zieriksee.

«Trink doch deinen Tee aus.»

Ich trinke den Tee. Auf einmal bin ich verwirrt. Ich stehe auf. «Ich muss mal auf die Toilette.» So sage ich jeweils im Büro. Zu Hause sage ich immer bloß «aufs WC». Der feine Unterschied fällt ihr natürlich sofort auf.

«Vergiss nur nicht, deine Handschuhe auszuziehn», sagt sie.

Hier sitze ich öfter – eine alte Zeitung achtlos in den Händen –, wenn ich über etwas nachdenken will. Aber das Problem besteht darin, dass man schwer über etwas nachdenken kann, an das man sich nicht erinnert. Beim besten Willen nicht. An den Morgen. An ihre Bitte, Holz zu holen. Vielleicht habe ich sie nicht gehört. Obwohl sie sagt, dass sie mich zweimal darum gebeten habe.

Ein schlechtes Gedächtnis hatte ich schon immer. In Sitzungen war das Notizbuch für mich ein unentbehrliches Requisit. Aber dass man einen ganzen Morgen schon ein paar Stunden später vollständig vergessen hat? Dass er vergangen ist, als wäre er nie gewesen? Soeben hätte ich noch geschworen, es sei ein ganz gewöhnlicher Vormittag unter der Woche. Wenn Vera nichts gesagt hätte, stünde ich vielleicht jetzt noch im Hinterzimmer, die Hände auf die Fensterbank gestützt, und hielte wie jeden Morgen Ausschau nach den lärmenden Schulkindern von Eastern Point.

Die Kacheln hätte man seinerzeit sorgfältiger legen können. Fühl mal, wie der Zement sich in den Fugen wölbt. Ich bin noch immer Linkshänder, aber im Kindergarten darf man nichts mit der linken Hand ausschneiden. Die Streifen fürs Mattenflechten

werden hässlich, ungleich breit und lang. Das Fräulein beugt sich über mich. Ihr lockiges dunkles Haar streift kitzelnd meine Wange. Hol dir nur die Bleistiftschachtel, Maarten, sagt sie leise und fegt meine misslungene Flechtarbeit vom Tisch. Ich blicke auf die Papierstreifen auf dem Fußboden vor meinen Füßen. Dann stehe ich auf und öffne die Tür.

Es ist still im Flur. Am Ende ist die Kammer mit dem Bastelmaterial. Auf dem obersten Brett steht die Bleistiftschachtel; sie riecht nach Holzspänen und Graphit, ein Geruch wie aus einem Wald, so alt wie die Erde selber. Ich muss auf einen Stuhl klettern, um die Schachtel mit den unterschiedlich langen und breiten Fächern zu suchen. Hinter mir, neben der Waschmaschine, steht Vera. Ich schwanke und klammere mich mit beiden Händen an das Brett.

«Mach keine Kunststückchen», sagt sie, «und komm runter, bevor du vom Stuhl fällst. Was suchst du dort?»

«Einen Zimmermannsbleistift», murmele ich, während ich vom Stuhl steige. Wenn sie nochmals fragt, schweige ich, als hätte ich sie nicht verstanden. Sie wiederholt die Frage nicht. Ich gehe durch den Flur ins Zimmer. Der Fernsehapparat ist zu laut eingestellt. Vera ist ein bisschen schwerhörig. Ich nicht, aber in Fällen wie vorhin kommt mir die Ausrede ganz gelegen, dass mein Gehör auch nicht mehr so scharf ist wie früher.

Tatsächlich, was habe ich dort gemacht, wie bin ich auf den Stuhl gekommen? Und zwar so plötzlich. Auf einmal stand ich auf einem Küchenstuhl in der Waschküche. Ohne dass dem etwas vorangegangen wäre.

Sie hat ihre lindgrüne Strickjacke angezogen.

«Ist dir kalt?»

«Mich friert ein bisschen», sagt sie und zeigt nach draußen.

Es schneit wieder. Dort läuft Robert, die Nase dicht überm Boden. Er folgt sicher einer Spur. Ich sehe ihn zwischen den Kiefern hinter einem schief aus dem Boden ragenden Felsblock verschwinden. Der Wind hat den Schnee von der Oberseite des

fleckigen dunkelgrauen Steines gefegt. Die Narben und Risse an seiner Seite bilden ein Netz aus feinen weißen Linien, eine Landkarte, die ich plötzlich nicht mehr sehen will. Der Speichel läuft mir im Mund zusammen.

Ich schlucke. Nochmals. Ich schlucke abermals und reibe die Zunge am Gaumen. Eine muntere Frauenstimme kündigt die Vier-Uhr-Nachrichten an. Es wird jetzt bald dunkel werden. Ich werde warten, bis Vera und ich im schwarz gewordenen Spiegelglas des Wohnzimmerfensters auftauchen wie im Rahmen eines vertrauten Gemäldes. Dann werde ich aufstehen und die Gardinen zuziehen. Ich reibe meine Hände. Ja, das werde ich tun, so werde ich das tun.

Vera. Sie ist magerer geworden. Und noch kleiner, wie mir scheint. Als sie um die vierzig war, wurde sie sogar etwas mollig. Und dann mit meiner linken Hand um ihren schlafenden Rücken herum, bis ich eine ihrer Brüste in meiner hohlen Hand hielt und mit dem Daumen ihre Brustwarze streichelte. Vorigen Sommer lagen ein Stück weiter von hier im Wald zwei junge Leute und bumsten. Ich blieb hinter einem Ahorn stehen. Sie bemerkten mich nicht. Geiler alter Mann? Nein, so war es nicht. Die Leidenschaft ihrer heftigen Bewegungen im hohen Gras, ringsum unordentlich hingeworfene Kleidungsstücke, die gekrümmten Zehen des Mädchens und der Sommerwind in den hohen Farnwedeln unter den Kiefern im Hintergrund. Ich dachte an die sanften, schläfrigen Bewegungen von Vera und mir. Ich schaute etwas, das ich gekannt hatte, das nun aber endgültig für mich vorbei war. Die Erregung über das Unbekannte in dem Wiedererkennen ist gewichen, dem Wiedererkennen von Vera, wie sie ist, wie ich sie im Laufe der Jahre habe werden sehen. Bei den meisten Frauen ihres Alters ist es ganz unmöglich, das Bild des jungen Mädchens, das sie doch einmal gewesen sein müssen, zu rekonstruieren. Sie sehen aus, als ob sie immer so gewesen wären. Aber in Vera sind die Züge und Gebärden des

jungen Mädchens erhalten geblieben. Wie eine Art Grundierung. Die unbekümmerte Schnelligkeit, mit der sie sich immer noch hinsetzt, das ausgelassene Gewinke, wenn sie irgendwo Bekannte sieht, die aus der Ballettstunde beibehaltenen, nach außen gedrehten Füße, der gerade Hals, den sie trotz der Falten genauso stolz und neugierig herumdreht wie ein Strauß.

Das Haus erscheint größer als früher, als Kitty und Fred noch zu Hause waren. Nur Robert geht noch nach oben, für uns beide langt das Erdgeschoss. Wir werkeln dort herum. Das ist ein Unterschied zu früher, als man noch arbeitete. Man tut dies und das, läuft ein bisschen um des Laufens willen. Macht hie und da eine Tür oder einen Schrank auf und wieder zu. Einfach so. Man schaut das Zimmer an, die vertrauten Möbel in der gewohnten Anordnung, die Bilder und Blumentöpfe, die blitzenden Scheiben des Vorratsschranks in der Zimmerecke, der mich immer an das Wohnzimmer von Opa und Oma erinnert, an Omas geheime Süßigkeiten hinter den schneeweißen Blechbüchsen mit ihren strengen schwarzen Aufschriften «Zucker», «Salz», «Zimt», «Kaffee». Katzenzungen bewahrte sie dort für mich auf, saure Drops und Sahnebonbons; Worte aus einer unglaublich fernen Vergangenheit, aber mit dem Hauch des einstigen Geschmacks.

Ich schaue mich um. Die Dinge haben ihren eigenen, unveränderlichen Platz. Man wirft nicht mehr so leicht etwas weg, und wenn etwas zerbricht, nimmt man es nicht wie früher gleichgültig hin. Du schaust dich um und weißt, dass fast alle diese Gegenstände dich überleben werden. Sie umgeben dich, und manchmal hast du das Gefühl: Sie sehen dich an, fast wie von gleich zu gleich.

«Guck dir mal New York an!»

Auch auf dem Bildschirm schneit es. Auf der Madison Avenue schiebt ein senfgelber Schneepflug den Schnee in schmutzigen

Haufen auf den Gehsteig. Hinter großen, hell erleuchteten Schaufenstern steht das Personal des Geschäftes und schaut zu. Dass ich nur nicht vergesse, das Holz aus dem Schuppen zu holen. Für Vera sind die Scheite wirklich zu schwer. Selber sägen und hacken tue ich schon seit Jahren nicht mehr. Ich kaufe das Holz von Mark Stevens, der auch Tom im Leuchtturm beliefert. Übrigens könnte durchaus noch ein Scheit aufgelegt werden, wenn auch mehr der Gemütlichkeit halber als wegen der Wärme.

Ich nehme ein Buch vom niedrigen runden Tisch neben dem Kamin. *Das Herz aller Dinge* von Graham Greene. Hab ich noch nie hier liegen sehen. Es ist auch nicht aus der Bibliothek. Fast in der Mitte steckt ein Busfahrchein, eine Retourkarte Gloucester-Rockport. Ich habe Vera nie darin lesen sehen. Vielleicht hat sie es von Ellen Robbins geborgt, und der Fahrchein ist von ihr. (Warum liegt mir so viel daran, dass es so ist? Warum erscheint mir dieses unschuldige Buch plötzlich als Eindringling?)

Mal das Feuer schüren, das gibt einen hübschen Funkenregen. Stiebt nur hinauf, zum Schornstein hinaus, ihr alle. Draußen werdet ihr zischend von Schneeflocken gelöscht. Schwarze Tupfen auf dem beschneiten Dach, das ist alles, was von den niedergehenden Feuerfunken übrig bleibt. Das habe ich öfters gesehen, wenn ich im Winter von einem Spaziergang mit Robert aus dem Wald heimkam.

Graham Greene. War das nicht auch der Autor von *Unser Mann in Havanna*? Hab ich mal im Kino gesehen, ein Film mit Alec Guinness. Ich erinnere mich an eine Szene, in der zwei Männer eine Partie Dame spielen. Aber statt mit Dame-Steinen spielten sie mit kleinen Flaschen. Bourbon und Scotch. Jede Flasche, die geschlagen wurde, musste ausgetrunken werden. Der Verlierer gewinnt.

«Erinnerst du dich an *Unser Mann in Havanna*, den Film mit Alec Guinness? Nach einem Buch von Graham Greene?»

Ich schreie absichtlich ein wenig, um den Fernseher zu über-tönen.

«Dunkel», sagt sie und wischt einen Kuchenkrümel aus dem Mundwinkel.

«Nach einem Buch von Graham Greene.»

«Kann sein, ja.»

Sie reagiert nicht auf den Namen. Es läge doch auf der Hand, zu sagen: Was für ein Zufall, ich lese gerade ein Buch von ihm. Dann würde ich antworten: Das ist gar kein Zufall, ich sah das Buch hier liegen, und dabei fiel mir der Film wieder ein. Dann würde alles stimmen, dann würden unsere Worte ineinanderpassen wie Puzzlestückchen. Aber sie sagt nichts.

Laufen, ich muss aufstehen und herumgehen. Dann verliert es sich vielleicht wieder, das Gefühl, bei vollem Bewusstsein abwesend zu sein, verlorenzugehen, sich zu verirren. Ich weiß nicht, wie ich das Gefühl beschreiben soll, das offenbar durch simpelste Gegenstände wie dieses Buch hervorgerufen werden kann.

Robert kratzt an der Küchentür. Vera hört es nicht. Mit beiden Händen muss ich die Klinke gegen den Wind festhalten. Der Hund steckt seine kalte Nase in meine ausgestreckte Hand. Ich streichle das tabakbraune, gefleckte Fell, in dem da und dort noch Schneekristalle glitzern. Robert weiß den Weg, geradeaus zum prasselnden Kamin.

Sonst kann man aus dem Küchenfenster zwischen den Bäumen die Felsküste und das graue, wogende Meer sehen, aber jetzt ist in der Ferne lediglich ein schwarzes Loch. Kein einziges Licht. Die Fischer sind vermutlich bei diesem Wetter an Land geblieben.

Ich sehe, wie es hier in Gloucester mit der Fischerei abwärtsgeht. Die rostigen Fischerboote sind klein, schmutzig und altmodisch, und die Fischer haben keine Ahnung von der Entwicklung moderner, vollautomatisierter Fischereiflotten auf der anderen Seite der Welt. Ich weiß das von meiner Arbeit, aber ich rede nicht mit ihnen darüber. Wenn ich gelegentlich in die

Taverne komme, lausche ich nur ihren Geschichten. Auf See lernt man nicht reden, sagte kürzlich einer zu mir. Man hat zu viel zu tun. Und wenn man mal ein Stündchen frei hat, ist immer die See um dich herum, die du nie aus den Augen verlieren darfst. Die IMCO, was würde ihnen das sagen? Es gibt wohl kaum einen, der weiß, dass es die Abkürzung von Intergovernmental Maritime Consultative Organisation ist. Nicht einmal Vera. Sie hat seit je von der IMCO gesprochen, ohne zu fragen, was die Buchstaben eigentlich bedeuten.

Ich führte Protokoll bei den Sitzungen. Später übernahm eine Sekretärin meine Arbeit, und ich stellte die Fangquoten fest, zusammen mit Karl Simic. Er redete nie viel. Und schon gar nicht über sich selbst, wie zum Beispiel Chauvas, der unentwegt schwätzte. Fangquoten. Es gab Jahre, in denen ich das Wort täglich gebrauchte. Nein, eigentlich denke ich nie mehr ans Büro. Hin und wieder noch an den langen, hageren Karl Simic, auch wenn er jetzt tot ist. Simmitsch, so sprach man es aus. Ein jugoslawischer Name. Er wohnte allein in einer Wohnung in Boston. Und eines Morgens fand man ihn tot im Bad. Als ich das hörte, tat es mir leid, dass ich nie Freundschaft mit ihm geschlossen hatte. Aber er war wie ich: schüchtern und verschlossen. Wenn wir arbeiteten, konnte man eine Stecknadel fallen hören.

«Was hast du so lang in der Küche gemacht?»

«Fangquoten.»

«Was?»

«Ach nichts, nur ein Fachausdruck. Mir ist nur plötzlich meine Arbeit eingefallen. Und der arme Karl Simic, der Selbstmord beging, und keiner der Kollegen wusste warum, außer mir, aber ich hielt den Mund. Was ist eigentlich davon übrig geblieben außer ein paar alten, vergilbten Protokollen und Gutachten voller Ratschläge, die nie jemand befolgte?»

«Ihr Männer seid nun mal versessen auf Wichtigtuerei und Sitzungen.»



«Ich war ein Rädchen, ein gut bezahltes Rädchen allerdings. Aber wie die internationale Dachorganisation funktionierte, das weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht genau.»

Sie hat den Fernseher ausgeschaltet. Ich setze mich neben sie auf die Couch. Wir schweigen. Dann legt sie die Hand auf mein Knie.

«Du solltest nicht immer diese alte Hose anziehen», sagt sie.

Aus dem Vorderzimmer tönt Geklingel. Es hört auf und beginnt wieder von neuem. Ein ärgerliches, aufdringliches Geräusch, das störend zwischen den Möbeln schrillt. Schließlich hört es auf.

«Hat nicht das Telefon geläutet?»

«Nein», sage ich, «das musst du dir eingebildet haben.»

«Vielleicht war es Ellen Robbins», sagt sie. «Sie wird vielleicht heute Abend kommen.»

Sie steht auf und geht aus dem Zimmer. Impulsiv möchte ich ihr nachlaufen, aber das ist natürlich Unsinn. Sie kommt ja gleich zurück. Ich falte die Hände und drücke die Finger fest zusammen.

Bald muss doch wieder Tag werden. Wenn nur erst Frühling ist und Robert und ich wieder am Strand oder an der Bucht entlanglaufen können. Ich werfe angespültes Treibholz in die Wellen, und er bringt es zum Strand zurück. Ein unnützer Zeitvertreib, an dem wir beide jeweils auf unsere Art Spaß haben.

Ich stelle mich vors Fenster und drücke meine Nase an die Scheibe. Schwärze. Vera war als Erste unten, wie gewöhnlich. Sie hat die Gardinen aufgezogen. Ich mache sie wieder zu. Es ist noch viel zu früh, um sie an einem so kalten Wintermorgen aufzulassen. Sogar die Schulkinder liegen noch im Bett. Ich reibe meine Hände. Habe Lust auf Kaffee. Ich schnüffle. Nichts. Sie hat ihn sicher noch nicht aufgegossen. Dann halt noch ein Weilchen lesen.

Ich greife zum Buch auf dem Kamintischchen und schlage es an der Stelle auf, an der ich gestern aufgehört habe. Ich habe im

Bett gelesen. Dann kann es passieren, dass ich einschlafe und am nächsten Tag nicht mehr weiß, was ich zuletzt gelesen habe. Ich blättere ein Kapitel zurück und lege den Fahrschein nach Rockport von voriger Woche ein Stück weiter vorne in das Buch.

Vera kommt herein. Nicht im dunkelblauen Morgenrock, sondern in einer schwarzen Baumwollhose mit einer lose über der weißen Bluse hängenden lindgrünen Weste. In den Händen hält sie lange Papierfetzen, in Streifen gerissenes Zeitungspapier.

«Hast du das getan?», fragt sie.

Ich schüttele den Kopf. «Vielleicht Robert», entgegne ich zögernd.

«Seit wann reißt ein Hund auf dem WC eine Zeitung in Streifen?»

Sie läuft zum Papierkorb neben dem Klavier und lässt die Papierstreifen hineinfallen. Ich schaue ihr zu und verstehe nicht, warum ich mich so schäme, warum die albernen Papierstreifen mich so in Verlegenheit bringen. Und es will nicht hell werden, es wird und wird nicht hell.

«Wenn du schon die Gardinen zumachst, dann mach bitte alle zu», sagt sie. «Ich rufe mal Ellen Robbins an. Es ist ein Hundewetter draußen. Sie soll heute Abend lieber zu Hause bleiben.»

Natürlich, es ist Abend. «Was essen wir?»

«Ich mache eine Pizza heiß. Schließlich ist heute Sonntag.»

«Natürlich», sage ich. «Sonntag. Meinetwegen.»

Ich versuche in dem Buch zu lesen, das ich in den Händen halte, aber die Wörter wollen sich nicht zu Sätzen fügen. Als könnte ich plötzlich nicht mehr Englisch, obwohl ich doch in den vergangenen fünfzehn Jahren praktisch zweisprachig geworden bin. Zu Hause sprechen wir niederländisch miteinander, aber sobald jemand anders dabei ist, schalten wir mühelos ins Englische um. Häufig ertappen wir uns dabei, dass wir englisch weiterreden, auch nachdem die Gäste gegangen sind. Ich starre auf die Sätze. Allmählich finden sie wieder in Reih und Glied zu-

rück. Etwas flattert zu Boden. Ich bücke mich und hebe es auf. Eine alte Buskarte. Ich stecke sie hinten ins Buch.

Ich höre Vera im Vorderzimmer telefonieren.

«Ja, das dachte ich mir schon. Aber Maarten sagte, ich hätte es mir eingebildet. Das wollte ich auch vorschlagen. Wir rufen uns noch an.»

Ich höre, wie sie den Hörer auf die Gabel legt.

«Siehst du wohl, dass es vorhin geläutet hat.»

Ich nicke.

«Hast du es etwa doch gehört?»

«Jetzt erinnere ich mich, dass ich irgendwas gehört habe», sage ich, «aber das Telefon war es, glaube ich, nicht.»

«Das war es aber doch.»

Sie geht in die Küche. Ich höre, wie sie die Herdtür aufklappt und etwas später den dumpfen Knall, mit dem das Gas anspringt. Noch immer halte ich das Buch in den Händen. Als Vera wieder hereinkommt, sage ich: «Ja, jetzt erinnere ich mich wieder. Gerade als ich aufstehen wollte, hörte es auf zu klingeln. Das kann schließlich jedem mal passieren. War es Ellen Robbins?»

«Ja, es war Ellen Robbins. Sie dachte, wir wären nicht zu Hause, ich hätte unsere Verabredung vielleicht vergessen. Schau bitte auf die Uhr. Die Pizza braucht noch zehn Minuten. Inzwischen ziehe ich mir einen Pullover an. Mir ist immer noch kalt.»

Ich will sie noch was fragen, aber sie ist schon draußen. Zehn Minuten. Der große Zeiger steht jetzt auf der Sieben. Wenn er auf der Neun steht, sind die zehn Minuten um. Aber was dann? Was soll dann geschehen? Ich schlage das Buch zu und schiebe es von mir fort. Ich starre auf die schwarzen Zeiger der goldfarbenen Wanduhr. Sie hat keinen Sekundenzeiger. Es sieht aus, als stünde sie still. Es ist eine moderne Uhr, sie tickt nicht.

Ich gehe in die Küche, setze mich an den Küchentisch und blicke auf die hellrote Küchenuhr an der Wand, eine elektrische Plastikuhr mit einem goldfarbenen Sekundenzeiger, der sich in

kleinen Rucken übers Zifferblatt dreht. Ich lasse ihn keinen Moment aus den Augen. Ich war immer ein Mann der Uhr. Pünktlich. Das kann man von den anderen nicht sagen.

Noch einmal herum, und dann steht der große Zeiger auf der Neun. Dann sind zehn Minuten um. Es ist so weit. Ich stehe auf und gehe ins Zimmer.

«Vera», rufe ich, «es ist so weit.» Ich gehe durch die Zimmer und trete in den Flur. «Vera, Vera, die zehn Minuten sind um», rufe ich so gelassen wie möglich. Dann höre ich ihre Antwort aus dem Schlafzimmer. «Mach den Herd aus, bitte.»

Ich weiß nicht, wie rasch ich zurücklaufen und den Auftrag ausführen muss. Als ich das zischende Gasgeräusch verstummen höre, setze ich mich mit einem Seufzer der Erleichterung an den Küchentisch. Nur dank ihrer Antwort hinter der geschlossenen Schlafzimmertür habe ich den Auftrag ausführen können. Sonst hätte ich nicht gewusst, was ich tun sollte. Dass einem plötzlich die alltäglichsten Verrichtungen so fremd werden können, beunruhigt mich. Ich kann mir das nicht erklären.

Vera trägt einen graublauen, grobgestrickten Pullover mit einem weit fallenden Kragen. Sie hat das Haar aufgesteckt.

«Warum hast du die Haare hochgekämmt?»

«Das tue ich doch oft, wenn ich kochen muss.»

«Musst du denn jetzt kochen?»

«Eigentlich ist es schon fertig. Du hast recht, es ist nur eine Angewohnheit von mir.»

Sie zieht die geblühten Küchenhandschuhe an und nimmt das Backblech mit der Pizza aus dem Herd.

«Pizza», sage ich überrascht.

«Ja», sagt sie. «Schließlich ist heute Sonntag.»

«Pizzatag», sage ich nickend und stehe auf, um Teller und Besteck zu holen. Vera schneidet die Pizza mit einem Fleischmesser in Viertel. Sie schiebt zwei dunkle Fleischstückchen auf meinen Teller.

«Anchovis, die mag ich nicht.»

«Pizza», sage ich. «Die mag ich gern.»

«Eigentlich gehört ein Glas Rotwein dazu», sagt sie. «Weißt du noch, damals in Rom, auf dem großen Platz. Ich weiß nicht mehr, wie er hieß. In der Mitte war ein großer Springbrunnen. Wir aßen eine riesige Pizza, die kaum auf dem Teller Platz hatte, sie hing ringsum über den Rand. Zwei bettelnde Zigeunermädchen in langen Schlabherröcken bemerkten, dass ich das Ding auf gar keinen Fall aufessen konnte, und gerade als ich jeder ein Stück geben wollte, jagte einer der Kellner sie von der Terrasse. Die entrüsteten dunklen Augen, als sie über die Schulter zurückschauten und wegliefen! Später sahen wir sie auf dem breiten Gehsteig vor einer anderen Terrasse wie erwachsene Frauen tanzen. Erinnerst du dich?»

«Ja», sage ich. «Rom. Der Trevi-Brunnen.»

«Nein, das war ein anderer. Das ist der Springbrunnen, in den man Münzen wirft und sich dann etwas wünschen darf. Ich wünschte mir eine Tochter.»

«Und?»

«Ich bekam einen Sohn.»

Ich nicke. «Es gibt viele Springbrunnen in Rom», sage ich. «Daran erinnere ich mich noch. Es war vor dem Krieg.»

Vera nickt. Sie hat rote Wangen vom Erzählen, vom Sich-Erinnern. Ich getraue mich kaum, sie anzusehen. Ich steche meine Gabel in das übrig gebliebene Stück Pizza und halte es so hoch, dass Robert mit weit offenem Maul danach springen muss.

«Schade, dass wir von dem Urlaub keine Fotos haben», sagt Vera.

«Ja», sage ich. «Rom, Rom, Stadt der Springbrunnen.»

«Drei Jahre später kam der Krieg.»

«Auch vorbei», sage ich. «Alles geht schließlich vorbei.»

Ich stehe auf, um Kaffee aufzusetzen, während Vera die Teller spült und in den Abtropfkorb stellt. Ich schaue sie von der Seite her an. Sie dürfte jetzt wieder so schlank sein wie damals während des Urlaubs in Rom, an den ich mich überhaupt nicht

erinnere. Zum Glück hat sie das Wesentliche erzählt. Mein Gott, was sollte ich in dieser Situation ohne sie anfangen (und das Schlimmste ist wohl, dass ich mir keine genaue Vorstellung davon machen kann, was sie alles in sich birgt: «diese Situation»).

Nach dem Kaffee spielen wir eine Partie Schach. Mittendrin gebe ich auf, kann an nichts anderes denken als an verschwundene Erinnerungen und getraue mich deshalb nicht mehr, an früher zu denken. Und noch weniger getraue ich mich, mit Vera darüber zu sprechen. Vielleicht ist es ja nur vorübergehend, vielleicht kehren sie wieder zurück. Erinnerungen können einem gelegentlich entfallen wie Wörter, aber sie können doch nicht völlig aus unserem Leben verschwinden?

Was ist das eigentlich: Erinnerungen. Etwas Ähnliches wie Träume. Man kann sie nacherzählen, aber was sie in Wirklichkeit sind, inwiefern sie Wirklichkeit sind, weiß man nicht, das weiß niemand. Hin und wieder habe ich Robert nachts träumen hören, kläglich winselnd im Nebenzimmer. Und manchmal murmelt Vera im Schlaf undeutliche und unverständliche Worte. Ich selber träume nie. Das heißt, ich erinnere mich nicht, dass ich je geträumt hätte.

«Hast du mich in letzter Zeit mal träumen hören», frage ich.  
«Laut, meine ich.»

«Nicht dass ich wüsste», sagt sie. «Ich schlafe dann ja selber.»

*Ich hatte gehofft, dass ich heute Nacht gut schlafen würde. Vera schlief. Sie schläft immer tief, seit sie vor drei Jahren Schlaf-tabletten zu nehmen begann. Plötzlich war ich wach, wach und vollkommen munter. Ein Ast schlug mit immer größeren Pausen an die Verandabrüstung. Dann hörte auch das Geräusch auf. Mein Kopf war ein einziger großer, hell erleuchteter Raum, vollkommen leer. Und draußen Windstille, Winterdunkel. Und Veras regelmäßiges Atmen.*

Ich stand auf, ging in die Küche und setzte mich mit einem Glas Milch an den Tisch. Robert rappelte sich aus seinem Korb auf und blieb minutenlang regungslos vor mir stehen. Da ist was, Robert, flüsterte ich, du hast ganz richtig gesehen, aber Gott mag wissen, was es ist.

Es wird der Scheißwinter sein. Das Einzige, was mich hier stört: Die Winter dauern mir zu lang.

Plötzlich steht da Vera im Schlafrock vor mir mit einem Gesicht, als ob Feuer ausgebrochen wäre. Was treibst du hier zu nachtschlafender Zeit angezogen am Tisch?

Ja, das war natürlich sonderbar, dass ich mich angezogen hatte. Ich stehe zwar hin und wieder nachts auf, aber dann ziehe ich gewöhnlich meinen Morgenmantel über und schlüpfte in die Pantoffeln.

Ich konnte meinen Morgenmantel nicht finden, sagte ich deshalb. Sie fragte, ob was los sei. Nichts, sagte ich, mir sei nur, als sei mein Kopf durchsichtig; aus Glas oder Eis, ganz hell, obwohl ich an nichts dächte.

Lies ein bisschen, sagte sie. Oder löse das Rätsel. Sie schob mir die Zeitung über den Küchentisch zu. Du hast mich erschreckt, sagte sie. Plötzlich werde ich wach, und du liegst nicht neben mir. Du darfst dich nicht aufregen, sagte ich. Nimm noch eine halbe Schlaftablette und geh ins Bett. Ich löse das Rätsel, und dann lege ich mich wieder hin.

Natürlich eine läppische Beschäftigung, dieses Rätselraten, aber ich muss sagen, die Zeit verfliegt dabei im Nu. Ich war erst halb fertig, als es zu dämmern begann. Ich schaute auf die Uhr. Halb acht. Lohnte sich nicht mehr, ins Bett zu gehen. Ich wollte Vera überraschen und ihr den Kaffee ans Bett bringen. Das hatte ich früher sonntags immer gemacht, wenn ich nicht ins Büro, zur IMCO, musste. Kaffee und Zwieback. Und danach hatten wir uns geliebt. Nicht zu laut, wegen der Kinder. Sie hielt ihn in der Hand, streichelte kreisend mit dem Daumen über die Spitze und

schob ihn dann in sich. Früher brauchte sie nur das zu tun, und schon kam ich, doch heutzutage dauert es meist viel länger. Oft zu lang. Dann werden wir beide zu müde, um weiterzumachen, und fallen wieder in Schlaf.

Sie war überrascht, als ich plötzlich mit dem Tablett vor ihrem Bett stand. Erneuerung einer alten Tradition, sagte ich. Sie setzte sich auf. Sie trug ein weites schwarzes T-Shirt, das Kitty gehört haben muss. Ich hatte Lust, ihre Brüste zu berühren, tat es aber nicht. Ich setzte mich neben sie auf die Bettkante und sah zu, wie sie den Kaffee trank, in kleinen vorsichtigen Schlucken, während sie die Tasse in den leicht zitternden schmalen Fingern hielt.

Sie möge keinen Zwieback mit Zuckerstreuseln, sagte sie. Es habe doch niemand Geburtstag? Ich mag den festlichen Anblick, sagte ich, die vielen farbigen Körnchen. Und seit wann sie den Kaffee mit Zucker trinke? Doch schon seit zehn Jahren nicht mehr?

Zerstreutheit, sagte ich. Sei mir nicht böse. Ich habe dagesessen und das Rätsel gelöst, und dann hat man keinen klaren Kopf. Du bist also gar nicht mehr im Bett gewesen? Nein, sagte ich. Wenn ich mal ein Rätsel angefangen habe.

Früher war ich recht gewieft in derlei Dingen, aber heute Nacht am Küchentisch gelang es mir nicht. Ein anderes Wort für, ein anderes Wort für. Ich kam nicht drauf.

Seit kurzem stimmt etwas nicht mit meinem Denken. Oder sollte es an meinem Englisch liegen? Seit ich nicht mehr arbeite und praktisch den ganzen Tag mit Vera im Haus verbringe, spreche ich fast nur noch niederländisch.

Ein paarmal habe ich ein falsches Wort eingetragen. Absichtlich. Um nicht das zu tun, was das Rätsel von mir forderte. Das verschaffte mir vorübergehend ein Gefühl der Erleichterung. Und dem Papst malte ich einen Schnurrbart unter die Nase, fast



ohne dabei nachzudenken, wie ich früher während des Protokollierens Männchen auf den Rand meines Notizblockes kritzelte. Doodles, wie man hier sagt.

Ich zerknüllte die Zeitung mit dem Rätsel und stopfte sie ganz unten in den Abfalleimer. Vera würde die unrichtigen Wörter sicherlich falsch deuten (solange ich selber nicht genau weiß, was mit mir nicht stimmt, muss ich das alles für mich behalten).

Unser Haus hat glänzend gebeizte Holzfußböden, auf denen hier und dort ein Teppich liegt. Man braucht nur mit einem weichen Besen darüberzukehren, und alles ist wieder sauber. Und doch wird das Haus von Jahr zu Jahr schmutziger. In den Ecken und Spalten sammeln sich abgebrannte Streichhölzer, vertrocknete harte Beeren und Brotkrümel. Vera scheint es nicht zu merken. Vielleicht sind meine Augen besser als die ihren.

Wenn sie wie jetzt ihre Pantoffeln anhat, höre ich sie nicht gehen, aber sonst wissen wir den ganzen Tag über, wo sich der andere im Haus befindet. Und Robert natürlich, wegen des scharfen Klickens seiner Krallen.

Das Haus knarrt nicht mehr, der Wind hat sich in der Nacht gelegt. Wieder fällt Schnee. Das Thermometer steht genau auf null Grad Celsius.

Vera trägt ihre weinrote Cordjacke und Jeans. Sie hat sich ein bisschen der amerikanischen Mode angepasst. Auch von einem älteren Menschen erwartet man in diesem Land, zumindest was die Kleidung angeht, dass er wie ein Zwanzigjähriger aussieht. Ich selber halte mich an die englischen Anzüge der Firma Dodgson aus Boston. Anthrazitgrau mit Nadelstreifen. Man soll mir ruhig ansehen, dass ich nicht von hier bin.

«Ich geh nur mal kurz mit Robert spazieren», sage ich. «Wenn ich zurückkomme, hole ich Holz für den Kamin.»

«Vergiss nicht, deinen Schal umzutun», sagt sie, auf den Besen gestützt. Bevor ich im Flur meinen Mantel anziehe, gehe ich zu ihr und küsse sie vorsichtig auf die linke Wange.